

Geübte  
Klausurschreiber:  
Medizinstudenten an der  
Universität Leipzig  
Foto dpa

Unter dem Titel „Im Kreislauf des Misstrauens“ erschien in der F.A.Z. vom 29. Mai ein Beitrag unter dem Pseudonym „Anna Wolter“. Der Text beschreibt anschaulich und unmittelbar einsichtig die Nöte, die das KI-Zeitalter für Hochschulprüfungen mit sich bringt. Darauf antwortete in einer Replik am 6. Juni am gleichen Ort zunächst Carola Jungwirth, die aus eigener Erfahrung berichtete, wie Prüfungen unter Einbeziehung von KI gelingen können.

Im Folgenden soll die Debatte unter drei Aspekten noch einmal vertieft werden. Mindestens eine Auffälligkeit ist zunächst, dass der Ausgangsbeitrag unter Vermeidung des Klarnamens verfasst wurde. Man mag verstehen, dass die Autorin, gekennzeichnet als Hochschullehrerin der angloamerikanischen Literaturwissenschaft, den Schutz von Studenten, die sich trotz aller Abstrahierung erkannt fühlen könnten, besonders wichtig findet. Allerdings leidet der Verzicht auf den eigenen Namen, begründet mit dem unbestimmten Signum „rechtliche Gründe“, Wasser auf die Mühlen derjenigen, die behaupten, man könne (vor allem an Hochschulen) dieses und jenes in Debatten nicht mehr vortragen. Das schwächt das Sachanliegen des Beitrags in unnötiger Weise.

In der Sache selbst verwundert dann zweitens, dass die naheliegende Lösung für die festgestellten Missstände unausgesprochen bleibt. „Anna Wolter“ beklagt gut nachvollziehbar, dass im Prüfungsformat „wissenschaftliche Hausarbeit“ die KI-Bearbeitung in ihrer oberflächlichen Makellosigkeit die ungeliebten Plagiate früherer Zeit ablöst. Als Indiz für diese Vermutung wird vor allem der erhebliche Unterschied genannt, der zwischen solchen buchstäblich über Nacht erstellten schriftlichen Leistungen und ihrer Überprüfung durch Seminarvortrag, mündliche Prüfung oder die abschließende „Staatsexamensklausur“, geschrieben ohne Hilfsmittel“ festzustellen ist. Ein dort unabhängiges Wissen und Verständnis fehlt eben, wenn die zentrale Prüfungsform auf der vorigen Studienstrecke eine digital generierte Fremdleistung darstellt – was aber wiederum kaum belastbar zu beweisen ist, so dass der im Titel angesprochene Kreislauf des Misstrauens entsteht.

Das ist natürlich alles ganz richtig. Und dass die individuell-dialogische Erarbeitung gediegener Texte im Dreieck zwischen Dozentin, Student und KI bestenfalls exemplarisch erfolgen kann, wird durch den Beitrag von Carola Jungwirth eher nur bestätigt: eben mit 19 Studenten, im Masterstudium und unter erheblichem Mehraufwand. Solange wir nun jedoch mit guten Gründen die Hochschulen mit wenig Personal für große Kohorten offenhalten, werden wir mit noch so hohem Sonderengagement die studentische Selbstverantwortung nicht ersetzen können, und dem müssen auch die Prüfungsformate à la longue entsprechen.

Aus all diesem folgt aber recht zwingend, dass für die grundständige Ausbildung der Studenten zunächst einmal die „Klausur ohne Hilfsmittel“ im Regelfall das angemessene Prüfungsformat ist. Davon ist bei Wolter und Jungwirth keine Rede – und das dürfte mit einer Haltung zusammenhängen, die sich am besten mit der Devise „Überholen, ohne einzuholen“ kennzeichnen lässt: Für die gegenwärtige Begegnung zwischen Lehrenden und Studierenden erscheint es in vielen Fächern inzwischen offensichtlich als geradezu atavistisch, dass erst einmal überprüfbar gemeinsame Grundlagen gelegt werden. Man strebt zu großen und letzten



## Zurück zur Klausur

Die Meinung, studentische Leistungsnachweise seien im KI-Zeitalter obsolet geworden, spiegelt die Selbsttäuschungen des Hochschulsystems.

Von Hinnerk Wißmann

Fragen, die im Kern nur aus der eigenen Anschauung heraus zu beantworten sind. Als geradezu notwendige Ausdrucksform gilt dafür von vornherein die individuelle „wissenschaftliche“ Hausarbeit. Im Umkehrschluss werden andere Prüfungsformate als hochschuldidaktisch vormodern oder als Bedrängung, Exklusion und asymmetrische Machtausübung wahrgenommen (womit konkrete Missstände eher im Verborgenen bleiben).

Der Beitrag von „Anna Wolter“ zeigt sehr schön, dass diese Haltung zugleich von allen Seiten verächtlich gemacht wird: Studenten nutzen ein System, das ihnen ein solches Vorgehen ermöglicht (warum sollten sie auch nicht?), vielleicht zunächst etwas fassungslos, bald schon aber nüchtern und professionell, und bei Bedarf mit dem im Text angesprochenen Verweisen auf prekäre Umstände. Dass sie damit einen Kategorienfehler begehen,

der ihnen ein Leben lang nachhängen wird, verantworten Hochschullehrer, die zwar genau wissen, dass sie auf diesem Weg pseudoakademische Banausen heranziehen, sich aber nicht mehr die Mühe machen, in der alltäglichen Begegnung und in der Selbstorganisation der Hochschulen für unhintergehbare Standards universitärer Arbeit einzusetzen.

Dazu gehörte eben zuerst, einsetzbares Wissen zu schaffen und auch abzurufen, um eine Grundlage für das gemeinsame Nachdenken zu haben, das über den Austausch von Meinungen und Haltungen hinausgeht. Das muss bei einer akademischen Klausur durchaus nicht durch stumpfes Abfragen geschehen, sondern erlaubt anspruchsvolle Übungen in verständiger Argumentation. Darauf aufsetzend kann doch mit viel besseren Chancen in einer späteren Studienphase exemplarisch in Ausarbeitungen wie einer Haus-

arbeit der nochmals vertiefte Umgang etwa mit Fachliteratur erprobt werden. Und natürlich: Dabei muss dann an den Hochschulen auch eine spezifische, wissenschaftsgeleitete „digitale Kompetenz“ erarbeitet und eingesetzt werden, wie sie Wissenschaft und beruflicher Alltag inzwischen erfordern und wie es Carola Jungwirth für ihren Masterkurs beschreibt – aber eben als Ergänzung und Vertiefung, nicht als Ersatz eigener Fachkenntnis.

Dass die angedeuteten (Selbst-)Täuschungen offensichtlich in manchen Fächern zu einem kaum noch hinterfragten Standard geworden sind, hängt nun drittens mit der strukturellen Entwicklung des Hochschulbereichs zusammen. Auf die politisch vorgegebene Ausrichtung „Bachelor als berufsqualifizierender Abschluss“ haben vor allem die Universitäten – die von der tatsächlichen Praxis per definitionem zunächst einmal kaum etwas verstehen (müssen) – vielfach in der Weise reagiert, dass relativ schnell ein abgesenktes akademisches Niveau als Form der Berufsqualifizierung ausgewiesen wurde, ergänzt um ziemlich beliebige Soft-Skill-Angebote.

Diese Maskerade ist gegenüber der Arbeitswelt eine Anmaßung und gegenüber den Studenten ein scheinattraktives Versprechen, ihre gegenwärtigen Sehnsüchte zu bedienen. Denn die fast unendliche Vermehrung von Bachelorstudiengängen mit blumigen Titeln dient ja tatsächlich in vielen Fällen der Absicherung sehr spezifischer Partikularinteressen des jeweiligen Hochschulpersonals, verbunden mit dem Verzicht, eine darüber hinausgehende allgemeine Fachlichkeit herzustellen.

Dass damit für Absolventen keine akademische Berufsqualifizierung verbunden ist, sondern der Einstieg in die Welt der Praktika – weder richtig akademisch, noch richtig beruflich qualifiziert –, wird mindestens hinter vorgehaltener Hand beschämt oder auch zynisch mit den äußeren Vorgaben gerechtfertigt. Es ist demgegenüber vielleicht doch kein Zufall, dass Studiengänge mit vergleichsweise

hoher Nachfrage und vergleichsweise stabilen gehobenen Berufsaussichten (wie etwa Medizin oder Rechtswissenschaften) gerade nicht in die Nebelstruktur der Bachelorstudiengänge abgeglitten sind (und regelmäßig im Klausurformat den Studienfortschritt prüfen – was zugestandenmaßen von den betroffenen Studierenden vielfach beklagt wird); ähnlich gelingt das auch denjenigen (Natur-)Wissenschaften, die durch eine Engführung von Bachelor und Master im Grunde an überkommenen akademischen Studienzeilen festgehalten haben (und auch mit Klausuren arbeiten).

An vielen Orten haben die Hochschulen inzwischen die strategische Sackgasse erkannt, in die sie mit der grenzenlosen Diversifizierung geraten sind, und orientieren sich neu hin zu verbindlichen Curricula und Formaten. Die im „Kreislauf“-Beitrag näher angesprochene Lehramtsausbildung ist so gesehen derzeit ein tragischer Grenzgänger, weil die Studienstruktur zunächst vielfach in den hoch heterogenen Formen des Bologna-Systems verläuft, die Abschlussprüfung dann aber zum allgemeinen Schrecken in manchen Bundesländern doch wieder eine verbindliche, vergleichbare Leistungsanforderung („Staatsexamensklausur“) beinhaltet. Und längst nicht überall siegt die von der Autorin angesprochene Verantwortung für die Folgen des Bestehens (was in der Folge Kollegien, Kinder, Eltern, Steuerzahler auszubaden haben).

Unsere Hochschulen ziehen nach wie vor aufgeschlossene und leistungsbereite Studenten an. Und sie treffen auf Forscherinnen und Hochschullehrer, die von ihrer Sache begeistert sind und das mit jungen Menschen teilen wollen. Räume man ein paar Lebenslügen des gegenwärtigen Hochschulsystems beiseite, könnte der Bildungsbereich wieder zu einer positiven gesellschaftlichen Kraftquelle werden. So merkwürdig es klingen mag: Vielleicht sollte man mit Klausuren beginnen.

Hinnerk Wißmann ist Professor für Rechtswissenschaft an der Universität Münster.

## In der Dauerwarteschleife

Privatdozentinnen und Privatdozenten haben an den Universitäten viele Pflichten, aber fast keine Rechte. Das darf nicht so bleiben.

Von Astrid Mignon Kirchhof und Jennifer Henke

oder sie gelten als sogenannte Dienstverhältnisse eigener Art, die seitens der Arbeitgeberinnen kurzfristig wieder aufgekündigt werden können.

Professurvertretungen etwa werden jedoch in der Regel nicht ausgeschrieben, sondern von den Instituten oder Fachbereichen vergeben. Man kann lediglich hoffen, aktiv angesprochen zu werden. Wer nicht das aktuell gesuchte Profil hat oder über kein starkes Netzwerk verfügt, fällt durchs Raster. PD gehören zudem ausdrücklich nicht zum Mittelbau, sondern sind als eine gesonderte Statusgruppe zu verstehen, die jedoch nach wie vor unsichtbar ist. Auch haben sie keine Lobby. Da sie etwa im Falle einer Professurvertretung nicht nach dem Tarifvertragsgesetz angestellt sind, sind auch die Personalräte nicht für sie zuständig. Das Resultat: PD haben zwar Pflichten, aber keine Rechte. Ihre Lage bleibt weiterhin unregelt.

Das Netzwerk #PDprekär entstand im Frühjahr 2025 aus einem wachsenden Unbehagen an diesem Zustand heraus.

Es versammelt Forscher und Forscherinnen unterschiedlicher Disziplinen, die eines eint: die Erfahrung, nach der Habilitation in einer Art institutioneller Warteschleife auf unbestimmte Zeit und ohne Perspektive oder gar Garantie auf einen Verbleib im Wissenschaftssystem, das sie jahrzehntlang ausgebildet hat, festzustecken. Was zunächst wie ein Randphänomen wirkt, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als strukturelles Problem.

Denn was sind PD eigentlich? In der Logik des deutschen Wissenschaftssystems stehen sie am Ende einer langen Qualifikationskette: Nach Studium und Promotion folgt die Habilitation, traditionell der höchste akademische Grad. Sie bescheinigt die Lehrbefähigung und soll den Zugang zu Professuren öffnen. Mit ihr kann der Titel Privatdozent/Privatdozentin geführt werden, ein Titel, der einen Wettbewerbsvorteil mit Blick auf Professurbewerbungen verspricht, obgleich sowohl die Habilitation als auch die Privatdozentur seit der Novelle

des Hochschulrahmengesetzes 2002 rein formal keine Einstellungs Voraussetzung mehr ist. In der Praxis gelten beide jedoch weiterhin als Qualitätsmerkmal. Doch dieser Titel ist an Bedingungen geknüpft: Wer ihn behalten will, muss regelmäßig lehren – sogenannte „Titellehre“ – oft ein bis zwei Veranstaltungen pro Jahr.

Der Haken: Ein Anspruch auf Vergütung besteht nicht. Zwar sind Befreiungen von der Titellehre an einigen Universitäten möglich, etwa durch Vorlage eines Nachweises einer Professurvertretung oder anderweitige Lehrtätigkeiten, die Befreiung muss jedoch jedes Semester erneut beantragt werden, und die Bewilligung ist keineswegs ein Selbstläufer.

So entsteht eine paradoxe Situation. PD sind hoch qualifiziert, lehren, betreuen Dissertationen und tragen zur akademischen Selbstverwaltung bei – und tun dies nicht selten unentgeltlich. Gleichzeitig haben sie keinen Zugang mehr zu klassischen Qualifikationsstellen, weil die Fristen des Wissenschaftszeitver-

tragsgesetzes bereits ausgeschöpft sind. Professuren wiederum sind rar; die Konkurrenz ist enorm.

Die Folge ist ein Zustand dauerhafter Unsicherheit, der sich über Jahre, bisweilen Jahrzehnte erstrecken kann, bis die Professur als nahezu einzige Möglichkeit der Entfristung kommt oder eben nie. In letzterem Fall steht der Großteil der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Lehrbefugnis im fünften oder gar sechsten Lebensjahrzehnt vor dem Nichts. In der Regel sind sie dann auch zu alt, um noch den Einstieg in die Wirtschaft zu schaffen, da die starke Spezialisierung, aber auch die Vorurteile gegenüber Habilitierten zu groß sind. Dabei bringen sie viel Erfahrung mit.

Ironisch ließe sich sagen: In einem System, das von Befristungen geprägt ist, verfügen PD über eine der wenigen „unbefristeten“ Positionen – allerdings ohne Gehalt.

Diese Schieflage ist nicht länger hinzunehmen. Die Forderungen des Netzwerks #PDprekär sind klar formuliert: Abschaffung der unvergüteten Titellehre; mehr Transparenz hinsichtlich der Rechte von Privatdozenten; kürzere und nachvollziehbare Berufungsverfahren; größere Flexibilität beim Übergang in außeruniversitäre Berufsfelder sowie die Anerkennung der vielfältigen Kompetenzen dieser Gruppe; die Schaffung fester, angemessen vergüteter Stellen aus Haushaltsmitteln etwa auf W2- oder W3-Niveau; und schließlich eine bessere Grundfinanzierung der Universitäten, um solche Strukturen überhaupt zu ermöglichen.



## Schafsorakel

Von Gerald Wagner

Von Josef Herberger stammt die Erkenntnis, dass der Fußball spannend ist, gerade weil niemand weiß, wie das Spiel ausgeht. Den Wahrheitsgehalt der Einsichten Herbergers infrage zu stellen, ist grundsätzlich möglich, aber sinnlos. Sinnvoller ist es, sie auf andere Erkenntnisgebiete auszuweiten, etwa auf die Wissenschaft. Auch die behauptet ja, spannend zu sein, weil bei der Antragstellung niemand weiß, wie ein Forschungsprojekt ausgeht. Vor allem dann nicht, wenn es den Fußball erforscht. Oder gar eine ganze Fußball-Weltmeisterschaft. Ein Team aus Statistikexperten des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften der FU Berlin will jetzt aus 100.000 Simulationen des sogenannten „Dixon-Coles-Modells“ den Ausgang des Turniers berechnen haben. Man habe dazu die Angriffs- und Abwehrstärke aller 48 WM-Teams seit 2012 unter Berücksichtigung des Heimvorteils geschätzt. Wer jetzt um die Spannung bis zum Endspiel fürchtet, sollte besser nicht weiterlesen. Die Forscher von der FU kamen zu dem Ergebnis, dass Argentinien Weltmeister wird, mit einer Wahrscheinlichkeit von vierzehn Prozent, gefolgt von Spanien und England. Und Deutschland? Wird mit ganzen 5,5 Prozent Weltmeister! Das entspricht etwa der Wahrscheinlichkeit, dass die Bayern in der kommenden Saison nicht wieder Meister werden. Noch ist aber nichts entschieden, und auch die Wissenschaft kann irren. Deshalb stellen die FU-Wirtschaftswissenschaftler sicherheitsshalber klar, dass sie keine Haftung für Wetten übernehmen, die auf Grundlage ihrer Prognose getroffen wurden. Wer grundsätzlich der Wissenschaft und insbesondere den Statistikern misstraut, kann sich an der FU auch an den Fachbereich Veterinärmedizin wenden. Dort vertritt man für den Blick in die Zukunft lieber einen Orakel, nämlich dem Schaf Tina. Das hat sonst den Auftrag, gemeinsam mit einigen Artgenossen das Gras am FU-Standort Düppel kurz zu halten. Tina gehört der bedrohten Haustierrasse Rauholligies Pommersches Landschaf an und soll mit seinem Fressverhalten das Abschneiden des DFB-Teams voraussagen. Sie hat dazu zwischen drei Futtertrögen zu wählen, die für „Sieg“, „Unentschieden“ oder „Niederlage“ unserer Elf stehen. Was Tina als Fußballorakel qualifiziert, wurde von der FU nicht mitgeteilt. Das Pommersche Landschaf gilt als feinknöchig und robust, zeichnet sich aber nicht gerade durch besondere Intelligenz aus. Aber wenn man bedenkt, dass Tinas Prognosen mit einer gesicherten Wahrscheinlichkeit von 33 Prozent zutreffen werden, liegt es damit auf jeden Fall weit vor den Kollegen von den Wirtschaftswissenschaften. Es bleibt spannend.

Diese Forderungen richten sich nicht nur an Hochschulen, sondern explizit auch an die Politik. Angehörige des Netzwerks haben seit Anfang August 2026 mit einer mittleren Zahl von rund dreitausend Personen unterzeichneten Petition mehrfach alle zuständigen Landesministerien sowie entsprechende Personen auf Bundesebene angeschrieben, um auf die Problematik aufmerksam zu machen und Stellungnahmen einzufordern. Die Resonanz: Schweigen. Kein Ministerium hat bislang geantwortet, nicht einmal mit einer bloßen Anerkennung des Problems.

Das ist bemerkenswert, gerade vor dem Hintergrund der intensiven politischen Debatten um die Zukunft der Wissenschaft. Die Diskussion kreist hauptsächlich um den Nachwuchs, doch was geschieht mit jenen, die den Nachwuchsstatus längst hinter sich gelassen haben, ohne je in eine stabile Position zu gelangen? Das Versprechen meritokratischer Aufstiegschancen wird so unterlaufen und ad absurdum geführt.

Für viele PD jedenfalls gilt schon jetzt: Ob „Novelle“ oder nicht, an ihrer Lage ändert sich vorerst nichts. Eine Änderung ist jedoch insbesondere für diese Statusgruppe dringender notwendig, da ein Land, das auf erfahrene und exzellente Forschende angewiesen ist, sich diese Form der Ressourcenverschwendung schlichtweg nicht leisten kann.

Astrid Mignon Kirchhof ist Mitglied, Jennifer Henke Sprecherin des Netzwerks #PDprekär.